

In einem vom Bundesminister für Bildung und Wissenschaft geförderten *Projekt* zum Thema „Medienerziehung für Eltern von Kindergartenkindern“ war es unsere Aufgabe, eine Konzeption einer medienpädagogisch orientierten Elternarbeit für den Vorschulbereich zu erarbeiten.

1. Einführung

Als Zielgruppe wurden junge Familien ausgewählt, die einen Videorekorder besitzen. Diese Wahl wurde aufgrund vorhergehender Erfahrungen getroffen, da – wie uns auch von Erzieherinnen in Kindergärten berichtet wurde – das Aufkommen von Video zu neuen Problemen in Familien führen würde. Die *Planung* dieses Projekts sah vor, daß diese Aufgabe in zwei Phasen bewältigt werden sollte: In einer ersten Phase wollten wir typische Medienprobleme in Familien aufdecken, die als Grundlage für die zweite Phase dienten. Hier war vorgesehen, aufgrund unserer Familienstudien eine didaktische Konzeption der Elternarbeit zu entwickeln, die differenziert auf familienspezifische Probleme eingeht. Die erste Phase war forschungs-, die zweite praxisorientiert. In der ersten Phase wurde eine mehr organisatorische Kooperation mit Kindergärten gesucht, in der zweiten Phase sollten die Erzieherinnen auch bei der inhaltlichen Bearbeitung des Themas einbezogen werden. Die gesamte Konzeption des Projekts war an einigen Prämissen orientiert, die nicht nur die Arbeit von uns gegenüber der Praxis bestimmen sollten, sondern auch wesentliche Leitlinien für den Umgang der Erzieherinnen mit den Eltern darstellten. Diese Prämissen waren die aus der Erwachsenenbildung schon bekannten Orientierungen an den Teilnehmern und ihren Erfahrungen.

Konkret gestaltete sich das Projekt dann folgendermaßen: Wir sprachen eine Vielzahl von Kindergärten an und stellten dabei unser Projekt vor. Einige dieser Kindergärten zeigten Interesse an einer Kooperation. Wir fragten dann die Erzieherinnen nach

Familien mit Video, um diese für eine Mitarbeit zu gewinnen. Darüber hinaus wurde im Kindergarten ein Schreiben an die Eltern verteilt, in dem nach möglichen Interviewpartnern gefragt wurde. Jene Familien, die sich daraufhin meldeten, wurden sehr ausführlich zu dem Thema Medienerziehung und Video interviewt². Das Interview orientierte sich an einem vorher ausgearbeiteten Leitfaden und war nur grob strukturiert.

Die *Auswertung* der Interviews brachte Typen von Familien zum Vorschein, die unterschiedliche Medienerziehungskonzepte hinsichtlich des Umgangs mit Fernsehen und Video vertraten. Es schälten sich dabei grob drei unterschiedliche Vorgehensweisen der Eltern heraus: Die einen reglementieren den Fernseh- und Videokonsum ihrer Kinder nach inhaltlichen Kriterien, d. h. die Eltern wählen bestimmte Sendungen für ihre Kinder aus. Dabei gibt es eine Gruppe von Eltern, die diese qualitative Auswahl nur vorgeben, aber nicht praktizieren: sie sind in ihrem Verhalten inkonsequent gegenüber ihrem Medienerziehungskonzept. In dem zweiten Typ gehen Eltern rein nach dem zeitlichen Umfang des Medienkonsums vor, und dies sehr konsequent: die Kinder dürfen nur eine ganz bestimmte Zeitspanne am Tag oder in der Woche fernsehen. Der dritte Typus ist dagegen durch einen ungehinderten Zugang der Kinder zu Fernsehen und Video bestimmt. Die Begründung ist in diesem Typ jedoch recht unterschiedlich: Bei einem Teil der Familien spielt Fernsehen und Video sowieso keine große Rolle, deshalb muß der Zugang auch nicht besonders kontrolliert werden; bei dem anderen Teil dagegen wird ungehindert konsumiert und die Eltern, die selbst sehr viel schauen, akzeptieren den Fernseh- und Videokonsum ihrer Kinder³.

Aufbauend auf diese Typen wurden unterschiedliche didaktische und thematische *Konzeptionen* für einen *Elternabend* entworfen. In Zusammenarbeit mit den einzelnen Kindergärten führten wir dann Elternveranstaltungen zu dem Thema „Freizeit-Medien-Video“ durch. Bei der Vorbereitung derselben wirkten die Erzieherinnen aus den Kindergärten unterschiedlich stark mit.

Ich möchte in den folgenden Ausführungen einige Nahtstellen dieser Kooperation zwischen Wissenschaft und Praxis näher beleuchten und werde mich dabei besonders auf das Thema Erwartungen und Vorurteile konzentrieren (s. Abschnitt 2.). Im Anschluß daran sollen neben kurzen forschungsmethodischen Anmerkungen (s. Abschnitt 3.) einige Beispiele beschrieben werden (s. Abschnitt 4.), in denen von seiten der Wissenschaft versucht wurde, auf die Probleme der Praxis einzugehen und ihr Hilfestellungen anzubieten.

Zum Abschluß werde ich einige Perspektiven für Praxisforschung aus den geschilderten Erfahrungen herleiten (s. Abschnitt 5.).

2. Erwartungen und Vorurteile

Die Erwartungen von seiten der Wissenschaft an die Praxis lassen sich recht eindeutig formulieren, während es umgekehrt schwerer ist, nachträglich die entscheidenden Akzente zu rekonstruieren. Als Wissenschaftler hatten wir natürlich mehrere Erwartungen an die Praxis: zum einen sollte sie kooperativ sein und möglichst weit unseren Wünschen entgegenkommen. Zum anderen wollten wir nicht als Autoritäten gesehen werden, die der Praxis sagen wird, was sie wie machen soll.

Hier zeigten sich aber schon die ersten *Probleme* in der Kooperation mit der Praxis: So bekamen wir von einigen *Kindergärten* auf unsere Anfrage hin nur zögernde Antworten. In manchen Fällen wollte keine der Gruppenerzieherinnen eine Zusage zur Projektmitarbeit machen, da die Leiterinnen dieser Kindergärten für eine längere Zeit abwesend waren. Hier dürften Unsicherheiten gegenüber dem, was da auf einen zukommen konnte, für die Absage entscheidend gewesen sein. Ein anderes Problem stellten die jahreszeitlichen Feste und Termine im Kindergarten dar, die für eine gemeinsame Planung hinderlich waren. Gerade im Kindergarten werden sehr viele Veranstaltungen schon weit im voraus festgelegt, so daß wenig Spielraum für die Einführung neuer Themen übrig bleibt. Von uns wurde dieses Verfahren als mangelnde Flexibilität gegenüber Innovationen interpretiert, für die Praxis scheint diese aber eine notwendige Ritualisierung zu sein, die in der jahreszeitlichen Planung Sicherheit und Halt gibt.

Aber auch gegenüber den *Eltern* des Kindergartens konnten wir Vorbehalte und bestimmte Erwartungen ausmachen. In unserem Projekt drückten sich diese derart aus, daß wir die *Erzieherinnen* aus den Kindergärten benötigten, um an die Familien für die Forschungsphase heranzukommen. Dazu führten wir in den ausgesuchten Kindergärten ausführliche Gespräche mit dem Team, um Hinweise auf Familien zu bekommen, die nicht nur ein Videogerät besaßen, sondern auch Probleme damit hatten. Natürlich kennt jede Erzieherin „ihre“ Eltern und kann meist schon im voraus sagen, wer für unser Anliegen offen ist und wer nicht. Hier spielen Vorurteile eine Rolle: diese Eltern seien dafür überhaupt nicht geeignet und überhaupt nicht zugänglich. Sehr oft hat es sich aber im weiteren Gang des Projekts herausgestellt, daß einige der in

dieser Art und Weise beschriebenen Eltern dann doch Interesse an der von uns vorgestellten Thematik zeigten und mitarbeiteten. Dazu gehört auch das immer wieder auftauchende Lamentieren, daß doch nur immer die gleichen Eltern zum Elternabend kommen würden und deswegen die Arbeit als nicht besonders sinnvoll eingeschätzt werden könne. Hier zeigt sich ein mangelndes Selbstvertrauen der pädagogischen Kräfte im Kindergarten, die – in den meisten Fällen sehr engagiert und mit guten Ideen versehen – ihre Arbeit leisten. Wenn nun in solchen Situationen von außen jemand kommt und dazu noch von der Universität, dann wird diese Unsicherheit natürlich noch verstärkt. Somit hat Praxisforschung auch die Aufgabe, erst einmal eine Kooperationsbasis aufzubauen, die eine fruchtbare Arbeit für beide Seiten erst ermöglicht.

Eine dritte Perspektive in den Erwartungen der *Erzieherinnen* richtete sich an uns als *Wissenschaftler*. Wenn wir gern gesehen wurden, was in den meisten Einrichtungen der Fall war, dann sollten wir alleine etwas auf die Beine stellen und die Erzieherinnen in ihrer Arbeit entlasten. Genau dies war aber nicht unser Konzept. Wir wollten ja der Praxis Hilfestellungen geben und nicht für diese etwas machen. Am liebsten wäre es manchem Team gewesen, wenn wir einen fix und fertig geplanten Elternabend angeboten und auch selbst durchgeführt hätten. Diese Haltung ist im übrigen auf dem Hintergrund der nicht genügenden Ausbildung des pädagogischen Personals und der mangelnden Kenntnisse im Bereich der Medienerziehung durchaus zu verstehen. Da Fernsehen und Video in den meisten Kindergärten ein Dauerthema sind und man in der alltäglichen Arbeit mit den Kindern immer wieder mit den Auswirkungen von Medienkonsum konfrontiert wird, kann so ein Thema schon als belastend angesehen werden. Da aber häufig auch die eigene Bearbeitung des Themas bisher wenig in dem Verhalten der Eltern und damit auch ihrer Kinder erreicht hat, wurde oftmals unser Anliegen von den Erzieherinnen als aussichtslos eingeschätzt.

Natürlich sind nicht nur die Erwartungen der Erzieherinnen zu thematisieren, sondern auch unsere, also die der Wissenschaft. Dies drückt sich schon in der Rolle des Wissenschaftlers aus, der mit der Praxis Kontakt aufnimmt. Von den Erzieherinnen wurden wir sehr häufig als die Autoritäten von der Universität in pädagogischen Fragen angesehen. Genau dies wollten wir aber nicht sein und waren es auch nicht. So mußten wir also eine vermittelnde Funktion einnehmen: der Praxis zwar Hinweise geben, diese aber nicht als gegeben hinstellen, sondern als Anregungen und Nach-

denkmöglichkeiten anbieten. Gerade wenn man ein offenes Konzept vertritt, wie wir es wollten, gerät man immer wieder in den Konflikt, den Erwartungen der Praxis gerecht werden zu wollen und trotzdem die eigene Linie nicht zu verlassen. Dieser Punkt kam in unserem Projekt in der bereits erwähnten Erwartung zum Vorschein, wir würden die Elternabende durchführen und moderieren. Als wir sagten, daß wir dies nicht wollten, erlebten wir in einigen Fällen Absagen für eine Zusammenarbeit mit uns. In manchen Fällen hat es schon einige Überzeugungsarbeit gekostet, unsere Konzeption den Erzieherinnen schmackhaft zu machen. Die konkrete Kooperation dagegen lief in den meisten Fällen problemlos: Gemeinsam mit dem Team oder ein, zwei Erzieherinnen wurde die Planung für einen medienpädagogischen Elternabend in Angriff genommen. Dabei entstand eine sehr gute und ohne Vorurteile bestimmte Zusammenarbeit, die – wie die Erfahrung und die im Anschluß an den Veranstaltungen geführten Gespräche gezeigt haben – als sehr fruchtbar empfunden wurde. Mit einem Anspruch haben wir jedoch an den konkreten Bedingungen der Praxis zu große Erwartungen gestellt: wir wollten keine Elternabende veranstalten, sondern Elternbildung machen. Letztere bedeutet einen höheren pädagogischen Anspruch, mehrere Veranstaltungen zum gleichen Thema und eine umfassendere Konzeption. Wir stellten uns vor, daß wir in jedem Kindergarten mehrere Elternabende oder ähnliche Veranstaltungen zu unserem Thema initiieren könnten. Hier übersahen wir die zum Teil unüberwindlichen Schwierigkeiten, zum einen in organisatorischer Hinsicht – auf die jahreszeitlichen Planungen im Kindergarten habe ich ja bereits hingewiesen – und zum anderen bezogen auf das Thema; so fühlten sich die meisten Erzieherinnen für diese Aufgabe überfordert, da sie nicht die entsprechende Ausbildung hätten. Wir übersahen mit unseren Erwartungen auch die notwendige Vorbereitungszeit, da eine solche Veranstaltungsreihe doch mehr Aufwand bedeutet, als zu einem Thema nur einen Elternabend vorzubereiten und durchzuführen. Gerade im Kindergartenbereich sind nicht nur die physischen und psychischen Belastungen als nicht zu gering einzuschätzen, sondern auch der pädagogische Rahmen bietet nicht viele Möglichkeiten zur Fort- und Weiterbildung. Weiterhin sind die Vorbereitungszeiten des Personals häufig sehr stark eingeschränkt oder überhaupt nicht vorhanden. In dieser Situation sind natürlich Ansprüche, die auf eine längerfristige Elternbildung in medienpädagogischer Absicht zielen, als nicht realisierbar anzusehen⁴. Trotzdem wurde unsere Konzeption von den Erzieherin-

nen prinzipiell gutgeheißen, da sie selbst – wie sie immer be-
dauernd feststellten – nur kurzfristige oder auch gar keine Wir-
kungen zu erzielen vermochten. Hier würde – so ihre Erwartungen –
ein Projekt, welches auf einen längeren Zeitraum angelegt ist, be-
stimmt für die Praxis mehr bewirken, als nur die zwei Jahre, die
uns zur Verfügung standen.

Der letzte Punkt führt zu einem allgemeinen Problem in den mei-
sten Praxisforschungsprojekten über, die aus Drittmitteln finan-
ziert sind. Der kurze zeitliche Rahmen, die Erwartungen des Auf-
traggebers, „etwas abzuliefern“, welches selbst wieder für die
Praxis verwendet werden kann – nach dem Motto: von der Praxis
für die Praxis –, und die häufig mit dem Projekt einhergehenden
Qualifikationswünsche der wissenschaftlichen Mitarbeiter lassen
eigentlich für eine sinnvolle und vor allem auch für die Praxis
fruchtbare und das Projekt überdauernde Kooperation nicht viel
Raum. In dieser Hinsicht werden vermutlich auf beiden Seiten zu
hohe Erwartungen mit einem an der Praxis orientierten Projekt
verbunden. In unserem Vorhaben drückte sich dieser Aspekt einer-
seits in der Erwartung aus, dem Auftraggeber einen Materialband
abzuliefern, der Anregungen für die medienpädagogische Eltern-
arbeit in anderen Kindergärten gibt, und andererseits in dem eigen-
en Anspruch, die ganze Konzeption wissenschaftlich zu unter-
mauern. Letztendlich kehrten wir zu unserem Institut an der Uni-
versität zurück, werteten die Ergebnisse aus, schrieben unseren Be-
richt und einige Veröffentlichungen. Zurück blieb die Praxis ohne
die Möglichkeit der weiteren Beratung, da die finanzielle Unter-
stützung und Absicherung einer Weiterarbeit nicht gegeben war.

3. Die Forschungsmethode

Wie schon erwähnt, konzentrierte sich die erste Projekt-Phase auf
eine Befragung von Familien. Wir wählten dazu ein *offenes metho-
disches Vorgehen*, welches sich an einem Leitfaden orientierte. Wir
versprachen uns davon einen tieferen Einblick in die Realität der
Familien und erhofften, ausführlich und detailliert die medien-
erzieherischen Probleme der Familien dadurch erfassen zu kön-
nen. Außerdem ging es uns darum, den Subjekten gerecht zu wer-
den und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Probleme und Sicht-
weisen selbst zur Sprache bringen zu können.

Dieses Konzept ließ sich auch ganz gut realisieren, sofern man sich
nur die Phase der Datenerhebung anschaut. Jedoch spätestens bei
der Auswertung des Datenmaterials steht man dann vor dem

schier unüberwindbaren Datenberg, der all die guten Postulate, die
man im Hinblick auf eine Begründung einer qualitativen Metho-
dologie in den Sozialwissenschaften aufgestellt hat, vergessen läßt.
Verzweifelt haben wir nach Abkürzungsverfahren gesucht, die es
ermöglichen, in der dem Projekt zur Verfügung stehenden Zeit
forschungsökonomisch und der Sache angemessen das Datenmate-
rial auszuwerten. Und genau an dieser Stelle haben wir doch
wieder zu den altbewährten Kategorien gegriffen und Variablen
festgelegt sowie Typen gebildet. Damit werden aber die im offenen
Verfahren gewonnenen Daten wieder entsubjektiviert, und Zitate
der Subjekte werden nur noch als Garnierung für die aufgestellten
Kategorien gewählt. Dies ist anscheinend ein grundsätzliches Pro-
blem der qualitativen Sozialforschung, und es verschärft sich noch
mehr in Praxisprojekten, die unter Zeitdruck ein Ergebnis hervor-
bringen müssen.

In dieser Phase haben wir die Praxis überhaupt nicht beteiligt.
Zum einen aus den schon genannten Zeitgründen, zum anderen,
weil wir die methodische Kompetenz vor allem bei uns sahen und
nicht etwa bei den Erzieherinnen. Möglicherweise hätten wir aber
über sie einige wichtige Anregungen bekommen können, und –
dieser Punkt wäre im Nachhinein gesehen für unsere Konzeption
ja wichtig gewesen – sie hätten gelernt, auf die Belange und Erfah-
rung der Familien bzw. Eltern methodisch-verstehend einzugehen.
Damit hätte die Wissenschaft der Praxis einen Weg zeigen können,
wie man interpretativ Zugang zu den Problemhorizonten der be-
troffenen Familien finden kann. Diese Chance einer auf den me-
thodischen Aspekt zielenden Kooperation zwischen Wissenschaft
und Praxis wurde von uns nicht genutzt.

Nach diesen zum Teil mehr selbstkritischen Anmerkungen werde
ich im folgenden einige Beispiele für unsere Sichtweise der Zusam-
menarbeit mit den Erzieherinnen beschreiben.

4. Praxisbeispiele

An drei Beispielen möchte ich erläutern, was in unserem Projekt
die *Wissenschaft der Praxis* bieten konnte. Es handelt sich um das
„Erkennen“ von Familientypen (Abschnitt 4.1.), um die Entwick-
lung von Erziehermaterialien (4.2.) und um die Ausarbeitung von
Elternbriefen (4.3.). Diese drei Beispiele hatten die Aufgabe, die
pädagogische Arbeit der Erzieherinnen im Kindergarten zu er-
leichtern, ihnen Hilfestellungen und Anregungen zu geben und
ihnen Anreize für die weitere Arbeit zu liefern. Sie sollen deshalb

etwas ausführlicher vorgestellt werden, da sie in dem Projekt einen zentralen Stellenwert für die Verbindung von Wissenschaft und Praxis bekamen.

4.1. Familientypen

In der Forschungsphase wurde – wie schon erläutert – aufgrund von Interviews mit Familien Typen hinsichtlich des Medienerziehungskonzepts der Eltern gebildet. Diese Typen hatten nicht nur die Aufgabe, eine wissenschaftliche Grundlage für die praktische Phase zu bilden, sondern sollten den Erzieherinnen bei ihrer medienpädagogischen Elternarbeit Perspektiven für eine problemorientierte Arbeit bieten. Wir sahen in der Typenbildung die Möglichkeit, eine differenzierte Sichtweise in das medienpädagogische Handeln einzubringen, die von dem üblichen Gießkannenprinzip abweicht. Wir wollten mit unserem Konzept eben nicht alle Familien ansprechen, sondern Familien mit bestimmten Problemen, d.h. wir wollten für diese Problemgruppen auch entsprechende didaktisch und thematisch differenzierte Angebote ausarbeiten. So kommen etwa für jenen Familientyp, in dem qualitativ der Medienkonsum kontrolliert wird, andere Angebote und Anregungen für den Medienumgang mit ihren Kindern in Frage als für jenen Typus, wo es überhaupt keine Kontrolle gibt. Indem wir diese Typen von Medienerziehungskonzepten erarbeiteten, vermittelten wir den Erzieherinnen eine Grundlage für eine ihren Familien angemessenere Zugangsweise zu medienpädagogischen Problemen. Uns ging es in erster Linie darum, ihren Blick für diese unterschiedlichen Problemlagen zu schärfen. In der Praxis läßt sich aber auf einem Elternabend ja nicht nur ein Typ von Eltern bzw. Familien blicken, sondern es kommen immer wieder verschiedene und Mischformen vor. Wir sahen also in unserer Typenbildung „nur“ eine hilfreiche Vorgehensweise, die aufgrund einer wissenschaftlichen Untersuchung – die Befragung von Familien und eine entsprechende, an Typen orientierte Auswertung – der Praxis Hilfeleistung für die didaktische Konzeption von Elternarbeit geben sollte und konnte. Konkret drückte sich dies in der Ausarbeitung von medienpädagogischen Materialien für die Elternarbeit aus. Diese werden im nächsten Abschnitt vorgestellt.

4.2. Materialien für die Elternarbeit

Da den Erzieherinnen im Kindergarten – und nicht nur in dieser Institution – relativ wenig Vorbereitungszeit zur Verfügung steht, wird immer gerne auf vorliegende ausgearbeitete Materialien zu-

rückgegriffen. Nun besteht aber eine der Gefahren von solchen schriftlichen Vorlagen darin, daß man sich eine intensive Auseinandersetzung mit den gewählten Themen erspart. Aus diesem Dilemma heraus konzipierten wir Materialien für die Elternarbeit, welche zum einen organisatorische Hinweise und zum anderen thematische Vorschläge zur Planung und Durchführung eines Elternabends enthielten. Die Materialien stellten sozusagen das materiale Produkt unseres Projekts dar, da hier die Erfahrungen und Vorbereitungen zu 15 von uns in Kooperation mit Erzieherinnen durchgeführten Elternveranstaltungen gesammelt sind. Sie wurden zum Abschluß des Projekts verfaßt und den Beteiligten sowie einer Reihe anderer Kindergärten zur Verfügung gestellt⁵.

In drei umfassenden Bausteinen werden die Themen „Familien und Freizeit“, „Familien und Video“ sowie „Kinder und Medien“ behandelt. Gegenüber anderen ähnlichen Arbeitsmappen für die Elternarbeit enthalten diese Materialien drei für die Praxis entscheidende Zusätze: Tips (a), Hinweise (b) und Erkundungsaufgaben (c).

(a) Die Tips, die mit einer leuchtenden Glühbirne gekennzeichnet sind, geben praktische Anregungen für die Umsetzung der Thematik, die aus unseren Erfahrungen zur Elternarbeit im Kindergarten entstammen. So heißt es zum Beispiel in einem Tip aus dem Baustein „Kinder und Medien“ zu dem Thema „Wahrnehmung“:

„Regen Sie Eltern doch einmal an, sich von ihren Kindern Filme nach erzählen oder auch Szenen nachmalen zu lassen. So erfahren Eltern unmittelbarer etwas über die Wahrnehmungs- und Verstehensmöglichkeiten ihrer Kinder.“

Mit diesen Tips wollen wir anregende oder hilfreiche Praxiserfahrungen vermitteln, die von anderen Kindergärten aufgegriffen werden können. Sie lassen sich leicht auf Karteikarten sammeln und nach unterschiedlichen Gesichtspunkten oder Stichworten ordnen.

(b) Die Hinweise sollen auf problematische Situationen vorbereiten, die bei der Durchführung eines Elternabends auftauchen können. Auch hier handelt es sich wieder um Erfahrungen aus unserem Projekt und aus Berichten von Erzieherinnen, die wir in die einzelnen Bausteine eingearbeitet haben. Dieser Punkt erschien uns schon deswegen wichtig, weil die meisten schriftlichen Anregungen zur praktischen Arbeit von der problemlosen Umsetzung ihrer Vorschläge ausgehen. In der Praxis zeigt es sich jedoch

Darüber hinaus hat Video jedoch weitere Funktionen, die vielen Eltern oftmals nicht oder nur teilweise bewußt sind: „Manchmal mach ich ihn (den Fernseher) an, damit Leben in der Wohnung ist, wenn ich alleine bin“, erzählte uns eine Frau, deren Mann durch häufige Spät- und Nachtschichten selten abends zu Hause ist. So wie ihr geht es vielen Müttern, die sich abends isoliert und allein fühlen.“

Ähnliche Texte hatten wir auch für die Erzieherinnen ausgearbeitet und in den Kindergärten verteilt. Wir sahen in diesen Elternbriefen einen wesentlichen Bestandteil einer Forschung, deren Ergebnisse auch für die Praxis fruchtbar sein sollte. Da in den meisten traditionellen Forschungsprojekten die Wissenschaftler zum Abschluß einen Bericht schreiben, der kaum für die Praxis geeignet ist, sondern eher der wissenschaftlichen Reputation und dem Auftraggeber zum Nachweis dient, sollte in Praxisforschungsprojekten eine solche Rückkoppelung der Ergebnisse unabdingbarer Bestandteil werden.

5. Perspektiven

Im folgenden möchte ich noch auf einige allgemeinere Fragen im Zusammenhang mit unserem Projekt eingehen und dabei einige Perspektiven für die Praxisforschung entwerfen. Ich will noch einmal in Erinnerung rufen, daß dieses Projekt kein reines Praxisforschungsprojekt in dem Sinne war, daß Wissenschaft und Praxis intensiv und auf allen Ebenen miteinander kooperiert haben. Dieser Anspruch konnte sich nur ausschnittsweise erfüllen. Was hat nun diese eingeschränkte Kooperation beiden Seiten gebracht, und was haben sie daraus gelernt? Die Praktiker haben bedauerlicherweise wenig über unseren Forschungsansatz mitbekommen. Vielleicht wäre eine Konzentration auf nur wenige Einrichtungen und dann aber eine intensive Zusammenarbeit, die auch die Einbeziehung der Erzieherinnen in den Forschungsprozeß beinhaltet, besser und lehrreicher gewesen. Hierbei hätten Erzieherinnen lernen können, selbst, methodisch gezielt, Fragen zu stellen und sie auch im Rahmen ihrer Möglichkeiten auszuwerten. Damit könnten sie ihr pädagogisches Handeln fundierter gestalten. So blieb der Praxis nur ein – wie wir meinen – gelungener Materialband übrig, den sie nun in Zukunft für ihre Arbeit einsetzen kann. Auch an dieser Stelle wäre eine bessere Zusammenarbeit und vor allem eine Erprobung sinnvoll gewesen, aber der zeitliche Rahmen des Projekts ließ dies nicht zu. Damit wird deutlich, daß solche Restriktionen, die aus der Forschungs-

politik der geldgebenden Administrationen resultieren, sehr hinderlich für eine erfolgreiche Praxisforschung sind. Mehr Flexibilität und Weitsichtigkeit wären hier angemessener und, langfristig gesehen, auch ökonomischer, da nicht jedes neue Projekt wieder von vorne anfangen müßte, sondern aus der Kontinuität gemachter Erfahrungen gestaltet werden könnte. Aber forschungspolitisch gesehen, scheint in dieser Hinsicht an sozialpädagogisch orientierter Wissenschaft mit einer größeren Perspektive – von einigen Ausnahmen abgesehen – wenig Interesse zu bestehen.

Aus dieser Sicht sind die zu erwartenden Veränderungen in der Praxis auch nicht besonders hoch einzuschätzen. In unserem Fall glaube ich, daß jene Kindergärten, die mit uns kooperierten, doch einige Anregungen bekommen haben, die in zukünftigen Veranstaltungen umgesetzt werden⁶. Für mich selbst habe ich gelernt, eine solche Zusammenarbeit intensiver vorzubereiten und noch stärker auf alle Bereiche eines Projekts auszuweiten. Dafür müßte aber genügend Zeit vorhanden sein. Die praktische Erfahrung hat mir aber auch vermittelt, daß nicht alles so geht, wie wir uns das von der Universität aus so vorstellen. Die großen wissenschaftlichen Ansprüche – die man durchaus haben sollte – müssen der Realität der Praxis angemessen und angepaßt sein, ohne aber dabei verloren zu gehen. In dieser Hinsicht liegt der Lernprozeß der Wissenschaftler in der Selbstbeschränkung und einer größeren Rücksichtnahme. Bestärkt wurde ich aber in unserem Weg, den Erzieherinnen Angebote zur Reflexion ihrer eigenen Praxis zu machen. Gerade im pädagogischen Bereich ist diese Vermittlung von methodischen Zugangsweisen viel sinnvoller, als die zahlreichen didaktischen Konzeptionen, die gerne bereitgestellt werden. Dazu ist jedoch eine längerfristige Fortbildung des Personals notwendig, die den Praktikern diese Vorgehensweise, und zwar erfahrungsorientiert, lernen läßt⁷. Dieser Aspekt erscheint mir vor allem im medienpädagogischen Bereich von besonderer Bedeutung, da hier schnell und häufig Rezepte zur Behebung von Medienproblemen gefordert werden. Dies heißt, Praxisforschung muß sich nicht nur auf Praxisprobleme konzentrieren, sondern sollte den Praktikern Formen der Selbstbewältigung vermitteln können. Und hier ist auch die besondere und verantwortungsvolle Aufgabe der Wissenschaft zu sehen, die Konzepte für diese Orientierung gemeinsam mit den Praktikern zu entwickeln hat. Die in unserem Projekt gemachten Erfahrungen und hier ausschnittsweise vorgestellten Beispiele können als ein erster Schritt in diese Richtung gesehen werden.

oft, daß an den unterschiedlichsten Stellen Probleme auftauchen, die man zwar bewältigen muß, auf die man aber häufig nicht vorbereitet ist. Auch hierzu wieder ein Beispiel: Es stammt aus einem Abschnitt zu dem gleichen Thema wie der oben zitierte Tip und geht von der Situation aus, daß die Erzieherin die Eltern zum Erfahrungsaustausch über Wahrnehmungsunterschiede zu Fernsehsendungen zwischen sich selbst und ihren Kindern anregen soll. Doch gerade hier kann es oft zu Problemen kommen:

„Kennen sich die Eltern noch nicht gut, kann das Erzählen eigener Erfahrungen etwas schleppend ablaufen. Listen Sie sich daher vorher eigene Erfahrungen aus dem Kindergartenalltag auf. Versuchen Sie, Stichworte von dem, was die Eltern nennen (unter den Rubriken Kinder - Erwachsene) für alle sichtbar auf einem Plakat festzuhalten.“

Neben diesen stark praxisbezogenen thematischen Hinweisen enthalten die Materialien noch Beispiele für die organisatorische Durchführung der Veranstaltungen. Hier legten wir einen besonderen Schwerpunkt auf den Versuch, von den üblichen Plenumsveranstaltungen wegzukommen und es einmal mit Gruppenarbeit zu versuchen. Auch hier ließen wir wieder Erfahrungen, Tips und Hinweise einfließen.

(c) Die schon angekündigten Erkundungsaufgaben sollten die erfahrungsorientierte Perspektive in der Konzeption unseres Projekts zum Tragen bringen. Wir meinen damit Fragen, die die Erzieherinnen oder auch die Eltern vor der Bearbeitung einer Aufgabe beantworten sollen. Die Erkundungen beziehen sich auf die eigene Person oder auf das anvisierte Problem. Die Aufgaben regen zur Reflexion an und helfen, sich selbst, andere oder eine Situation besser zu verstehen. Wir halten diese Vorgehensweise gerade im medienpädagogischen Bereich für zentral, da hier häufig und schnell Vorurteile und festgefügte Meinungen vorgebracht werden. So kann z. B. die Bearbeitung einer medienbiografischen Erkundung zu dem Ergebnis führen, daß die heute von einem selbst abgelehnten Medien und deren Inhalte früher einmal sehr bevorzugte Themen gewesen sind; man findet eine bestimmte Fernsehsendung heute schrecklich und für Kinder überhaupt nicht geeignet, bei der medienbiografischen Retrospektive kommt man jedoch zur Erkenntnis, daß die gleiche Sendung in der eigenen Kindheit eines der Lieblingsprogramme darstellte. Dadurch läßt sich manchmal ein besseres Verständnis für heutige Verhältnisse und für Umgangsformen von Kindern mit Medien erreichen. Die Er-

kundungsaufgaben regen so zum Nachdenken an, bevor man urteilt. So heißt es zum Beispiel in unserem Materialienband zur Einführung des Themenbereichs „Funktionen und Wirkungen von Medien“:

„Erkundungsaufgaben

Welche Vermutungen habe ich darüber, weshalb Kinder fernsehen (mit Tele- oder Computerspielen umgehen)?

Welche Gefahr sehe ich beim Medienkonsum der Kinder? Was gefällt mir daran nicht?

Gibt es Medienauswirkungen in meinem Arbeitsbereich, und wo sehe ich sie? Bin ich darauf schon einmal eingegangen und wie?

Habe ich an mir selbst schon einmal (Aus-)Wirkungen festgestellt?

In welchen Situationen nutze ich selber welche Medien?

Welche Funktion erfüllen sie also für mich?“

Solche Erkundungsaufgaben sind jedem Baustein vorangestellt. Sie können auf vielfältige Bereiche übertragen werden und sollen in der konkreten Elternarbeit zum Tragen kommen. So läßt sich zum Beispiel ein Elternabend mit einer selbsterstellten Medienbiographie jedes Teilnehmers beginnen. Die Eltern gewinnen eine Perspektive für die Medienwelten ihrer Kinder und erreichen möglicherweise ein besseres Verständnis für medienpädagogische Fragen.

4.3 Elternbriefe

Während des Projekts schrieben wir einige Eltern- und auch Erzieherbriefe; sie wurden von uns „Medien-Infos“ genannt und hatten die Funktion, Informationen und Erfahrungen in schriftlicher Form zu vermitteln und die praktische Elternarbeit zu unterstützen. Weiterhin sollten schon während des Projektverlaufs der Praxis Ergebnisse unserer Forschung vermittelt werden. Dazu gehörten etwa Literaturhinweise oder Anregungen zur Gestaltung eines Elternabends. Ein Medien-Info für Eltern beschäftigte sich besonders mit dem Thema „Video“. Wir gaben Ausschnitte aus den Interviews mit Eltern wieder und versuchten, das Für und Wider von Video abzuwägen. Dabei spielte eine besondere Rolle die Funktionen, die Video in den Familien einnehmen kann. Zur Veranschaulichung seien einige Abschnitte aus diesem Info „Video – aus Erfahrung gut?“ zitiert:

„Videsehen was bringt?“

Für die meisten Familien bedeutet Videsehen, wie auch Fernsehen, Unterhaltung und Entspannung: „Für den Dirk ist das eine Art Entspannung nach dem Kindergarten.“

¹ An dem Projekt haben außer dem Autor als Leiter Sabine Albersmann, Susanne Eggeling, Margrit Lenssen und Karin Schiefer mitgearbeitet. Es wurde vom Bundesminister für Bildung und Wissenschaft finanziert und am Pädagogischen Institut der Universität Mainz vom 1. 7. 1984 bis zum 30. 6. 1986 durchgeführt.

² Diese Interviews dauerten meistens zwischen zwei und vier Stunden. Fast immer waren Vater und Mutter daran beteiligt. Die Interviews fanden bei den Familien zu Hause statt. Als Termin wurde in den meisten Fällen der Abend gewählt, wenn die Kinder schon im Bett waren. Das Interviewgespräch wurde auf Tonkassette aufgenommen und teilweise verschriftlicht.

³ Die Typen sind hier nur grob gezeichnet und erscheinen in unserer Untersuchung differenzierter. Die Typenbildung beruht auch nur auf den Interviews mit 36 Familien und stellt keinen Anspruch auf Repräsentativität. Sie hatte die Funktion, wie noch gezeigt werden soll, eine differenziertere didaktische Vorgehensweise bei der Konzeption einer medienpädagogisch orientierten Elternarbeit zu begründen.

⁴ Uns gelang es nur in zwei von fünfzehn Kindergärten mehr als eine Veranstaltung durchzuführen. In den meisten Fällen war das Interesse an weiteren Veranstaltungen bei den Erzieherinnen schon vorhanden, aber der Zeitplan, die unklaren Erwartungen der Eltern sowie unser eigener Zeitdruck verhinderten dies.

⁵ Inzwischen ist eine etwas gekürzte Ausgabe dieser Materialien zur Elternarbeit bei der Bundeszentrale für Politische Bildung in Bonn in großer Auflage erschienen. Ich halte diese Umsetzung der Projekterfahrungen in praktische Berichte, die der Praxis nicht nur gut zugänglich, sondern auch für ihre Arbeit brauchbar sind, für einen wichtigen Aspekt der Kooperation von Wissenschaft und Praxis.

⁶ Dies zeigt sich etwa auch in der großen Nachfrage nach unseren Materialien und den Elternbriefen. Anscheinend durch Mundpropaganda bedingt – etwa auf Fortbildungsveranstaltungen –, erreichten uns auch Anfragen von weit entfernten Kindergärten.

⁷ Eine unserer Forderungen für eine medienpädagogische Arbeit im Kindergarten lautet, daß spezielle pädagogische Fachkräfte die Erzieherinnen in ihren Planungen beraten. So gibt es zum Beispiel in Bayern das Modell des Medienberaters für Kindergärten, der Ausbildung und konkrete Beratung in medienpädagogischen Fragen für die Praxis vornimmt.